

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Die nächste Nummer (3) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Pulcinella.

Novelle von E. Vely.

„Erinnern Sie sich meiner, gnädige Frau?“

Es war in dem Kuppelraum des Münchener Glaspalastes zur Zeit einer Kunstausstellung; der Springbrunnen plätscherte lustig, eine mächtige Büste König Ludwigs thronte in der Mitte unter einer hohen Palmengruppe, andern plastischen Kunstwerken war ebenfalls ein grüner Pflanzenhintergrund gegeben, es war behaglich und lustig und die hin- und herströmenden Besucher störten einzelne Beschauliche nicht, welche sehenswürdig sich auf den Divans ruhten.

Die Dame, an welche diese Worte gerichtet waren, wandte rasch den Kopf, ihre behandschuhnten Finger faßten unwillkürlich nach der Vorknetze, dann erst schien sie sich zu besinnen, daß man sie ja nicht zum Betrachten eines Bildes auffordere, und blickte in das stolzgeschnittene, bleiche Männergesicht, dessen Lippen die Frage an sie gerichtet.

Gewiß, sie erinnerte sich, diese Züge, diese geistvoll leuchtenden dunklen Augen, diese vornehme Haltung mögen nur für ganz Indifferente in Vergessenheit geraten.

„O freilich!“ erwiderte sie, mit einer leichten Verbeugung, „mein Herr!“

Er kam ihr mit einem feinen Lächeln zu Hilfe.

„Es war in Berlin, bei gemeinsamen Freunden, der Familie Lassens.“

„Ah, nun weiß ich es genau,“ sagte sie liebenswürdig.

Er hatte das Lächeln noch immer: „Bis — auf den Namen!“

„Ehrlich, den habe ich nicht behalten.“

„Lothar Belding, Hauptmann a. D.“

Sie reichte ihm die Hand. „Es ist die alte Sache, man fixiert die Erscheinung und überhört den Namen; man erzählt sich das nach jeder Vorstellung, es ist wie die herkömmliche Bemerkung übers Wetter!“

„Und eine Dame wie



Mein kleiner Freund. Von Bruno Piglhein.

Sie, die förmlich Cercle zu machen hat, der alle wichtigen und unwichtigen Menschenkinder vorgestellt sein möchten.“

„Sehen Sie sich zu mir,“ fiel sie ein; „ich habe mich hierher geflüchtet, um meinen sehr liebenswürdigen Begleitern für ein Weilchen zu entgehen. Der Eine ist Mediziner und erklärte mir alles anatomisch, der Architekt von seinem Standpunkt aus, und ich armes Wesen kam um den ursprünglichen Eindruck und Selbstgenuß.“

„Mir war es wirklich eine Freude, Sie persönlich kennen zu lernen, gnädige Frau.“

Sie lachte freundlich. „Weiß schon! — ich erspare Ihnen die Abhandlung über das gewisse Vorurteil gegen uns „schreibende“ Frauen. Aber da Sie es bei dieser Wiederbegegnung nun einmal nicht ohne Hindeutung darauf thun, so will ich Ihnen gestehen, daß mir an jenem Berliner Abend Ihr Kopf, Ihre ganze Erscheinung auffielen; ich weiß auch noch, daß ich mir sagte: „Das Gesicht erzählt eine Geschichte — da haben Sie das Metier! Ich meine aber,“ es kam leiser und fast zögernd von ihren Lippen, „es war etwas da, was mich störte.“

„Darf ich Ihnen sagen, verehrte Frau, was ich seitdem von Ihnen las?“

„Ach, nein,“ rief sie lebhaft, „lieber nicht! Halten Sie das nicht für irgend welche Koketterie mit meinem Tintenhandwerk. Ich rede wirklich nicht gern darüber, aber begleiten Sie mich. Sie sind in nichts „ausübend“, nicht wahr, kein Dilettant, kein Künstler, kein Kritiker.“

„Leider nein!“

„Bravo! so werden Sie noch rein menschlichen Genuß an der Kunst haben. Begleiten Sie mich zu den Aquarellen, da treffe ich heute meine „gründlichen“ Freunde nicht. Wollen Sie?“

„Wie gern!“

Sie gingen miteinander der Abteilung zu. Er war schlank, etwas Gebietendes lag in seiner

Haltung; sein Kopfhaar war schon mit Grau durchmischt, sein Bart noch völlig schwarz.

Sie war nicht groß, nicht klein, nicht jung, nicht alt, beweglich aber und eine wohlthuende Geiterkeit lag auf ihrem Gesicht. Ihm mußte man unwillkürlich nachblicken, wo man ihn traf, sie übersah man eher wohl vor auffallenden Erscheinungen und erst, wenn der Kommentar gegeben war, staunte man, auch enttäuscht, denn jedenfalls hatte man sie sich ganz „anders“ gedacht.

Geiter plaudernd schritten die Beiden von einem Glasfassen zum andern, der Hauptmann hatte ein gesundes Urtheil, Frau Eleonore hörte ihm aufmerksam zu. Manchmal galt das freilich dem Wohlklang einer Stimme mehr, als dem, was er aussprach, und dann fragte sie sich, was es denn eigentlich gewesen sein möge, das sie bei jenem ersten Zusammentreffen unangenehm störend berührt? Es war ja Alles an ihm harmonisch, wohlthuend wirkend. Seine männliche Schönheit, er mußte in der Jugend das Ebenbild des Antinous gewesen sein, nur geistiger belebt, seine tüchtige Bildung, sein ungefuchtes vornehmes Wesen. Es ärgerte sie fast, daß sie nicht fand, was sie so gern bei den für den ersten Augenblick geistig wie körperlich blendenden Menschen entdeckte, den notwendigen Mangel an irgend einer Gesinnung, an diesem und jenem, was zu dem *comme-il-faut* im höheren Sinne gehört. Geduld! sagte sie sich, hinter deren konventioneller Liebesswürdigkeit selten Jemand die Skeptikerin suchte, auch an ihm wird die Achillesferse sichtbar sein, und als Hauptmann Welsing fragte, ob sie noch in München bleibe, um ein Wiedersehen hat, nickte sie bejahend.

„Hier, in irgend einer Gallerie, im Freien, im Hause meiner Gastfreunde, wo Sie wollen.“

„Sie sind überaus gültig.“

„Bah, loben Sie das nicht, mißtrauen Sie eher Unfer-einem.“

„Wegen etwaigen Studienobjektes?“

„Nun, ja!“ sagte sie ehrlich, „es wird wider Willen zur Gewohnheit und die armen, ahnungslosen Opfer dauern mich oft. Wer indeß, wie Sie, kühn der Gefahr trotzt —“

„Vielleicht suche ich sie.“

„Nicht den Teufel an die Wand malen. Ah, hier den Passini müssen wir sehen, der gehört zu meinen Lieblingen. Was giebt er uns denn? — eine Karnevals-scene in Venedig — kommen Sie doch, Herr Hauptmann.“

„Entschuldigen Sie mich, meine Gnädige.“

„Wie? Barbar, wenden Sie sich von einem Passini ab?“ rief sie überrascht.

„Nicht von ihm, von der Darstellung. Der Karneval, den wir während der ganzen Lebenszeit aufführen, ekelt mich genugsam an, ich brauche nicht auch jene gemalte Tollheit noch.“

Sie sah überrascht auf. Sein Ton war herb, sein Gesicht finster geworden. Aber sie war entschlossen, ihn nicht so leicht mit seiner Aversion entschlippen zu lassen.

„Die Tollheit ist harmlos genug,“ lachte sie, ihn dadurch doch an ihre Seite zwingend. „Karneval in Venedig! Sie kennen doch diese meine Lieblingsstadt? Sehen Sie, Passini giebt uns nur ein Stückchen Profurazien, aber welche ein Leben drängt sich unter diesem einen Bogen zusammen? Da, die schwarzvermummte Dame, eine Signora aus der vornehmsten Welt, flüstert im Larvenschutz dem Herrn etwas zu, das sie sonst wohl kaum über die Lippen brächte! Und wie köstlich die beiden Mädchen im Schleier, Sartorellen, Schneiderinnen, kokett frisiert, von einem Löwen der *jeunesse d'orée* der Lagunenstadt gefolgt, und diese vier Ragazzi, schmutzige Knaben, die sonst mit Streichholzschächteln über den Markusplatz laufen, il Carnevale hat ihnen bunte Mützen auf die schwarzen, ungekämmten Köpfe gesetzt und sie sind nun völlig gesellschaftlich gleichberechtigt. O, welche köstlicher Schreihals, der Arlequine da vorn! Und diese weiße Figur im hemdenartigen Gewand, mit den schlotternden Beinkleidern und langen Armen, der breiten Halskrause, dem spitzen Filzhut und der schwarzen Maske: das ist die typische Karnevalsfigur für ganz Italien, der Pulcinella, dem Alles erlaubt ist, der Waise machen darf, welche er will, über den man lacht, ob er sich in tollen Sprüngen bewegt, ob nicht, — Pulcinella, der —“

Sie wandte sich und sah ihren Begleiter zwar neben sich, aber mit einem gänzlich veränderten Gesicht — alles Blut war aus seinen Lippen gewichen, er erschien alt, wie gebeugt unter einem plötzlichen Schmerz oder einer peinvollen Erinnerung.

„Hören Sie mich denn nicht?“ fragte Frau Eleonore. „Sie lieben mich wohl meine ganze schöne Erklärung an das Aquarell allein richten? Nun, mein Doktor und mein Professor, denen ich vorher so wenig willige Ohren lieh, sind jetzt durch Sie gerächt.“

„Verzeihung,“ stammelte der Hauptmann, mit seinem Tuch über die Stirn wischend, „Verzeihung! Sie müssen mich für kindisch halten, und doch — doch verstanden Sie gerade mich wohl am besten, wußten Sie um alles.“

„Sind Sie krank?“ Sie wußte in dem Augenblick keinen andern Ausdruck der Teilnahme zu finden.

„Krank, wahnsinnig oder —“ er stockte und faßte plötzlich die beiden Hände der neben ihm Stehenden. „Ich will, daß Sie es wissen — es wird mir wohl thun, mich einmal im Leben aussprechen zu dürfen. Sie werden die Geduld haben — ja?“

„Geduld schon,“ erwiderte sie langsam — und sie lächelte ein wenig dabei. Sie war die Vertraute so vieler. Woher das wohl kam? Sie sprach ja auch nie über anvertraute Dinge, aber sie schrieb so manche Herzensergießung, die man ihr gemacht, nieder — Stoffverwertung.

„Kommen Sie, Herr Hauptmann, in diesem Raum ist schlechte Luft, die that's! Dort, wo Sie mich fanden, werden Sie sich erholen. Ich hoffe Sie morgen, wenn Sie wollen, wiederzusehen, und haben Sie dann noch Lust, so will ich Beichte hören. O, ich verstehe mich darauf. Jetzt erwarten mich Freunde in der Stadt.“

Er nickte und folgte ihr. Als er auf dem Platze saß, wo er Frau Eleonore vorhin getroffen hatte, sah er zu ihr auf.

„Wenn Sie spotten, gnädige Frau, so gab ich Ihnen ein Recht dazu. Sie schildern selten Helden, ich weiß es; wir Männer zürnen Ihnen ein wenig nach Außen, weil wir nach Innen in Selbsterkenntnis an die Brust schlagen.“

„O, ab und an,“ erwiderte sie, und legte die Finger über einander, „brauch ich auch den rechten, echten Mann, ich bin immer auf der Suche nach einem Modell.“

„Gewiß,“ entgegnete er, „ich vermehre die Sammlung derjenigen, die trotzig in die Welt blicken, wie die Helden der Antike, und doch erbärmliche Schwächlinge sind.“

„Still!“ sagte sie, „greifen Sie mir in meinem unbefangenen Urtheil nicht vor, wie der Doktor und der Professor, und auf Wiedersehen! Ja so — wer?“

Ehe er antworten konnte, kam aus einem Seitenraume eine Dame mit raschen Schritten auf den Sitzenden zu — „Lothar, Lothar!“ mit einer scharfen, hohen Stimme rufend, und dadurch die Aufmerksamkeit all der Anwesenden auf sich lenkend.

Vielleicht hatte sie das gewollt, denn ihr Anzug bewies schon dem oberflächlichsten Beobachter, daß sie aufzufallen liebte — ein leuchtendes Braunrot mit weißen Spitzen, Hut, Handschuhe, Stiefel gleichfarbig, eine „schreiende“ Toilette.

„Lothar, Lothar!“

Er ging ihr rasch einige Schritte entgegen, wie um einem dritten Zuruf vorzubeugen.

„Enfin!“ hörte Frau Eleonore sie dann sagen. „Wir sind müde vom Suchen! Du hast Dir wohl keine Mühe gegeben, uns aufzufinden, wie? Fräulein Cecile, haben Sie die Marken?“

Ein junges Mädchen in schwarzer Kleidung folgte ihr und bejahte leise die Frage. Der Hauptmann machte eine kurze Bemerkung, worauf die Dame die Hände zusammenschlug:

„Nicht möglich! Aber — charmant, charmant!“ dann flog sie mit Geräusch auf Frau Eleonore zu und zeigte ihr das runde, lachende Gesicht, lustig blickende schwarze Augen, aufgeworfene Lippen, einen etwas dunkeln Teint, dem mit Puder nachgeholfen war, und rief: „Welch eine Freude, meine gnädige Frau! Welch eine große Freude — erinnern Sie sich meiner noch?“

Sie stellte dieselbe Frage, wie vorhin ihr Gatte, und wie ihm antwortete jene: „Gewiß — oh freilich!“

Sie wußte nun plötzlich, wonach sie beim Erblicken des interessanten Mannes gesucht hatte — das Störende, welches damals neben ihm gewesen war — diese geräuschvolle Frau.

„Ah!“ fuhr die andere fort, und bei ihrem lauten Lachen wurden hübsche, weiße Zähne sichtbar, wie sie schon empört, daß sein Mann nicht bessere Versuche gemacht hatte, uns zu finden — nun ist ihm alles verziehen, er unterhielt sich mit Ihnen. Und er unterhält sich gern geistvoll, wie ich auch. Und Sie müssen sich uns einige Male schenken, unser Gast sein — bitte, bitte! Gleich heute, ja?“

„Ich bin viel von meinen hiesigen Freunden in Anspruch genommen, ich danke Ihnen!“ erwiderte Eleonore, aber dann traf ihr Blick das bleiche, jetzt fast verlegene dreinschauende Männergesicht, und einlenkend setzte sie hinzu: „Ich werde versuchen, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen.“

„Charmant, sehr charmant!“ rief Frau Welsing und wiegte sich auf den roten Stiefeletten hin und her und betrachtete dabei die einfache, graue Reisettoilette der Andern. „Verfügen Sie über uns, wir sind ja so glücklich, uns mit Ihnen zeigen zu dürfen. Wenn man die Schriftsteller kennt, ist es doppelt interessant. Ich war sehr neugierig auf Sie, und eigentlich ein wenig enttäuscht über Ihre Einfachheit. Ja, es ist nun einmal heraus, obwohl Lothar mir soeben einen seiner strafenden Blicke zuwirft. Wenn ich berühmt wäre, ich wollte es anders zeigen, Pardon, aber Sie verstehen Ihre Lage nicht auszunützen.“

„Es ist schon möglich,“ entgegnete Eleonore, die Blicke senkend, damit sie denen Lothars nicht begegnen möchten.

Frau Welsing blinzelte mit den Augen. „Unser Zeitalter giebt so viel auf den Effekt — nicht? aber es ist amüsant. Und wenn man die Mittel hat, ein wenig Värm mitzumachen, lebt es sich ganz hübsch. Zuweilen habe ich eine Art von Reid auf die Berühmtheiten und die Romanheldinnen, aber Werthers Lotte ging in Rattunkleidchen und wenns hoch kam, in einem weißen, und alle die schreibenden und malenden Frauen arbeiteten um Brot. Mon dieu! Die berühmte George Sand ist ja selber aus der Geldnot nicht herausgekommen! Nein da spiele ich lieber nur Schützerin der beaux arts! Bei uns versammeln wir Viele, die sogenannte Verächter des Reichthums sind und denen es doch vortrefflich an unserm Tische schmeckt.“

„Elisabetta!“ sagte der Hauptmann, „die gnädige Frau hört Dir nur aus Freundlichkeit zu, sie war vorhin schon im Begriff zu gehen.“ Seine Stimme hatte jeden Wohlklang verloren.

„In der That! Ah, wir gehen auch, es ist so ermüdend. Länger wie eine Stunde halte ichs nicht aus, Bilder zu sehen. Wir wollen übrigens Einkäufe machen. Ich habe einen Ovenschirm mit Amoretten gesehen, den muß ich haben, Lothar.“

„Wenn Du mußt, nun wohl!“ war die Antwort. Sie lachte laut. „Ein galanter Gatte, wie?“ und das

Zwinkern ihrer kleinen Augen dazu sprach noch mehr, sagte Frau Eleonore mit einem Male alles über diese Ehe.

„Schreiben Sie wieder einen größern Roman?“ fragte Elisabetha, ihre Hand auf die Schulter der Andern legend. „Ach bitte, nicht so traurig, ich habe alles lieber fröhlich endend. Warum soll man sich das Leben nicht leicht machen? Und für Sie ist es am Ende doch gleich, ob Sie Menschen, die gar nicht wirklich lebten, leben oder sterben lassen am Schluß, und wenn sich die Liebespaare bekommen, ist es doch auch immer besser.“

„Meinen Sie?“ Die Schriftstellerin sprach es zerstreut. „Des Eindrucks halber! Man weint nicht gern bei einem Buche, und schließlich sagt man: Ach von Dem oder Der, das endet immer schlecht, man mag gar nichts mehr von denen zur Hand nehmen. So ist das Publikum.“

„Sie können Recht haben.“

„Und dann schickt man in die Bibliotheken und läßt gleich sagen: Was gut endet! Die armen Menschen darin, welche alles erst lesen müssen!“

„Elisabetta, man schickt in die Bibliotheken?“ fragte der Hauptmann.

Sie schob die drei goldenen Armbänder über dem langen Handschuh zurecht.

„Nun freilich! Man kauft doch derartige Bücher nicht, die man nur einmal liest. Nein! Du sagst oft, ich sei verschwenderisch, hier bin und denke ich viel sparsamer als Du. Apropos, Romane! Wir haben auch einen gehabt, Lothar und ich! Aber Sie sehen, er hat gut geendet, wir haben uns bekommen!“

„Ich sehe!“

„Das könnten Sie einmal gebrauchen!“ fuhr die Plauderlustige fort. „Wie, Lothar? Du mußt es gelegentlich erzählen, ich bin überzeugt, er gefällt ihnen, unser Roman!“

„Nein, er ist nicht gebräuchlich für die gnädige Frau“, sprach der Hauptmann scharf.

„Cecile, meinen Schirm!“ wandte sich vor dem Ausgang Frau Elisabetha an das junge Mädchen, um welches sich niemand bisher gekümmert hatte.

Frau Eleonore entfiel ihr Tuch, Cecile nahm es auf und als ihr in freundlichster Weise Dank gesagt wurde, rötete sich ihr bleiches, regelmäßiges Gesicht für eine Sekunde.

Frau Welsing hob draußen ihr stumpfes Näschen empor, spielte mit dem Schirm, welcher die Farbe des Kleides hatte und meinte: „Es ist zu schade, daß Sie nicht gleich mit uns gehen. Lassen Sie, bitte, nach den Vier-Jahreszeiten Nachricht geben, wann Sie frei sind! Lothar, eine Droschke! Ah, es ist schrecklich, daß man nicht überall seine eigene Equipage haben kann, das macht das Reisen unbequem.“

Der Hauptmann verabshiedete sich ernstes Gesichtes von Frau Eleonore; von beiden wurde der Abrede über eine Wiederbegegnung nicht mehr gedacht. Elisabetha nickte noch huldvoll aus dem Wagen. „Ich erwarte Sie bestimmt, ganz bestimmt!“

„Das ist’s,“ sagte Eleonore, langsam ihren Weg einschlagend, „was mich gestört. Nun weiß ich alles! Er ist auch kein Held, er hat nur das Äußere eines solchen! Er hat sich an diese Frau verkauft!“

Frau Eleonore hatte ihre Gastfreunde im letzten Augenblick allein zu einem Diner fahren lassen, welches man eigentlich ihr zu Ehren gab. Der Beweggrund war die Todesnachricht von einem Freunde.

„Ich kann nicht reden, lachen, Musik hören!“ Man ließ es gelten und sie setzte sich in das Gärtchen, welches die kleine weiße Villa umgab und das aus einer schönen Laube die Aussicht auf die Anlagen des englischen Gartens bot. Es war still um diese Zeit, selten in der Nähe ein Schritt vernnehmbar; sie sah nach den hohen Bäumen hinüber, in deren Zweigen die Vögel sich wiegten und erinnerte sich, wie gern der nun Geschiedene Waldesgrün und Vogelgesang gehabt und wie sie oft stundenlang mit einander in den verschlungenen Wegen eines Parkes gewandert waren, von allem Möglichen redend. Anfangs hatte sie mit dem Riesen nie Schritt halten können, mit der Zeit hatten sie sich auch an diese Außerlichkeit gewöhnt, bei so viel inneren Gleichklang.

Ein Schritt auf dem harten Boden, fest, männlich, so ging er; sie fuhr empor, beugte sich über die Ballustrade und sah in das zu ihr emporgerichtete Gesicht des Hauptmanns Welsing.

„Ah!“ sagten sie beide gleich erstaunt; sie hatte in den vier Tagen kaum noch an ihn gedacht, möglichst vermeiden wollen, mit dem Ehepaar wieder zusammenzutreffen, fest entschlossen, sich einer direkten Annäherung zu entziehen. Nun stand er dort unten und sagte mit der sonoren Stimme: „Das ist ein Zufall, den ich nicht ahnte; ich hatte Sehnsucht ins Freie und finde Sie nun draußen.“ Sie nickte; wie hatte sie nur einen Augenblick denken können, des Freundes Schritte kämen auf sie zu; der lag seit heute früh fern in nordischer Erde und Weib und Kinder weinten an seinem Hügel vielleicht um diese Stunde.

„Ja,“ sagte sie, „ja!“ die Hände auf die Balustrade legend. Es war wirklich ein so prächtiger Kopf und es stand etwas lesbar in seinen Zügen; sie ließ sich zu sehr von der äußeren Form narren. Ein Mann, der sich verkauft hat.

Da fragte er: „Sie sind allein, darf ich für eine kurze Zeit eintreten?“

Sie wußte nicht, hatte sie eine Antwort gegeben oder er keine abgewartet, er stand in wenigen Sekunden vor ihr. „Wie dankbar ich diesem Zufall bin!“ rief er herzlich. Sie war es nicht. Das Erscheinen dieses gleichgiltigen Mannes störte sie in ihrer stillen Totenfeier.

„Denn,“ setzte er nach einem tiefen Atemzuge hinzu, „gesucht hätte ich Sie nicht, trotz unserer neulichen Verabredung: ich möchte Ihnen nicht zumuten, an Lisabetta Ihre freundliche Geduld weiter zu verschwenden!“

„O!“ sagte sie, abwehrend und eher ihm zürnend, daß er so offen aussprach, was sie lieber nicht berührt gesehen hätte.

„Sie meinen,“ fiel er rasch ein, „ich hätte diese Äußerung nicht machen sollen? Ihr Gesichtsausdruck sagt es mir wenigstens. Es giebt Härteres zu ertragen, als das kindische Geplauder einer harmlosen Frau! Und Sie ziehen ja am Ende aus allem Nutzen für das, was Sie mit so wenig Anerkennung Ihr Metier nennen! Nun, so will ich selbstständig erscheinen und sagen: ich möchte ein Zusammensein mit Ihnen ungestört genießen, nicht vom Münchener Kindl und der Danaë Correggios, der Theresienwiese und Villa Albani durcheinander hören.“

Er war seltsam aufgeregt, ließ Frau Eleonore gar keine Zeit, etwas Zusammenhängendes zu erwidern und faßte ihre beiden Hände, sah in ihr bleiches, ernstes Gesicht und sagte: „Hören Sie mich an, die Beichte, von der ich neulich sprach.“

„Wenn es denn sein muß —“ ihre Gedanken grüßten noch einmal das ferne Grab, dann setzte sie sich und wies auf den Gartenstuhl, der ihr gegenüber stand. In dem Nebenhause, im ersten Stock, sang bei offenem Fenster eine junge Mutter ihr Kind in den Schlaf. Die weiche, glücksdurchzitterte Stimme klang in die Worte Beldings hinein.

„Ich will weit ausholen. Sie müssen viel Geduld haben, wollen Sie?“

Eleonore lächelte. „Sie zwingen mich ja dazu, ich muß wohl. Aber lassen Sie sich warnen: ist Ihre Beichte interessant, so stehe ich nicht dafür, daß sie dieselbe mit dieser oder jener Variation einmal lesen; ist sie es nicht —“

„Ich weiß ja, wen ich bitte, mir sein Ohr zu leihen. Ich habe keinen Freund, ich habe kein altes Mütterchen, zu dessen Füßen ich mich setzen, keine Schwester, deren Hand ich fassen kann und nur eine außergewöhnliche Natur, wie Sie, kann mir verzeihen; und wenn Sie schließlich mir vielleicht freiwillig sagen: ‚Ich verstehe Sie,‘ so bin ich genug belohnt für den Augenblick der Selbstüberwindung.“

Die klugblickenden Augen sahen ihn an, aber die Lippen hatten keine Entgegnung.

„Erwarten Sie kein sogenanntes Kolorit — nicht wahr, das ist auch ein technischer Ausdruck bei Euch Schriftstellern? Ich kann Sie in meiner Erzählung nicht nach dem farbenreichen Italien, unter blauen Himmel, ans brausende Meer führen, Sie müssen mit der Lokalfarbe zufrieden sein, welche Ihnen unser ziemlich nüchternes Norddeutschland zu geben vermag, der Landstrich vom Harz bis zur Elbe, Haide, die Stadt an der Leine, welche letztere gelb ist wie der Liber; auf diesem Terrain spielt sich meine Geschichte ab. Also Hannover's Ähnlichkeit mit der Siebenhügelstadt bezieht sich auf die Lehmsfarbe der Flüsse, an welchen die Städte liegen. Das ist freilich alles und die Wenigsten wissen das, und wer es weiß, nun, der hat keinen Grund, besonders stolz darauf zu sein. Warum man sich aber nicht mit einem gewissen Stolz einen Stadt-Hannoveraner nennen dürfte, seh' ich nicht ein: die Stadt hat alte spitze Siebelhäuser, die das Entzücken der Architekten sind, sie hat ein Rathaus, das mit Würde von dem Geschmak und Reichtume der Vorfäter spricht und sie hat den grünen schönen Wald stundenweit um sich ausgebreitet wie einen Fürstenmantel.“

Ich rede nicht von dem verschönerten, modernen Hannover, es hat sich ausgedehnt, wie jede Stadt mit der entsprechenden Einwohnerzahl es in den beiden letzten Jahrzehnten gethan. Die Einwohner gelten unter den andern nordischen Stämmen für kalt und schwer zugänglich. Die Furcht, ein Wort zu viel zu sagen, das man für Schmeichelei deuten könnte, läßt sie öfter zurückhaltender sein, als sie möchten, aber sie sind dennoch treu und warm und anhänglich und dankbar und haben das bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt. Sie meinen, ich rede pro domo! Und selbst dann müssen sie mir verzeihen. Meine Eltern wurden beide in der Leinestadt geboren. Meinen Vater, den Sohn eines Predigers, trieb es aus dem engbegrenzten Pfarrhause hinter der hochragenden Kirche hinaus in den grünen Wald, er wurde ein Forstmann. Der schönste und stillste war er im ganzen Land. Und daher kam's, daß sich die Mutter in ihn verliebte, ein Fräulein aus einer der ältesten und zugleich ärmsten Adelsfamilien des Landes, die nun feinetwillen die Säle der Hofgesellschaft mit den schlicht getünchten Wänden einer Oberförsterei in der Haide vertauschte. Sie waren dort so lange glücklich, bis der Tod meinen Vater im besten Mannesalter abrief. Die Mutter zog mit mir zurück in das elterliche Haus; aber ich sah sie nie mehr lächeln. Man verzieh ihr jetzt ihre Heirat nicht, weil dieselbe nicht einmal eine Versorgung geworden war. Auch sie starb früh, ich kam in das Kadettenhaus. Lassen Sie mich den nichts bietenden Zeitraum überspringen bis zur Schlacht von Langensalza, die ich als Premierlieutenant mitmachte. Ich glaubte natürlich damals schon, eine Menge Lebenserfahrung gesammelt zu haben. Das herkömmliche Lieutenantsleben: die sogenannte erste Liebe, einige Anbetungsversuche für Künstlerinnen, lagen hinter mir. Ich könnte nun über erste Liebe, Liebe im Allgemeinen und Besonderen etwas beifügen, über das Sie mich vielleicht auslachen würden, verehrte Frau! Daher nur: die einzige, die wahre Liebe lag noch vor mir!“

Eleonore war eine gute Zuhörerin, es war das eines ihrer lebenswürdigen Talente; man schätzt nichts so sehr, als die Geduld, mit der man Andre sprechen läßt, oder die Kunst, sie über das Sprechen zu machen, was ihnen angenehm

ist. Sie saß unbeweglich, den Kopf halb nach den grünen Bäumen drüben gewendet.

„Sie,“ sagte Lothar Belding, „Sie glauben doch an diese Liebe?“

„Ich schreibe ja so viel darüber,“ war die Antwort, und er mußte mit derselben zufrieden sein.

„Von jener Schlacht an der Unstrut wissen Sie, von dem tapfern Ringen der kleinen Armee und dem Ausgange auch. Gefahr, Mangel war aber nichts im Vergleich zu den Szenen nach der Kapitulation. Unsere braven Jungen, die sich so trefflich gehalten, wanderten an weißen Stäben heimwärts, und uns Offizieren war das Abgeben unsrer Pferde ein Moment, der bis ans Herz ging. Mit dem Was nun? auf den Lippen wandten auch wir uns endlich ab, wer ein zu Hause hatte, demselben zustrebend. Ich hatte keins! Mit dem Heimkommen in meine Mietwohnung in die ehemalige Residenzstadt eilte es mir nicht mehr unter so veränderten Verhältnissen. Und wie eine erste frohe Botschaft nach so viel trüben Tagen nahm ich einen Brief von meines Vaters Bruder in Empfang, der mich zu einem Besuche in seinem Haideforsthaus einlud. Willst Du kommen und einige Wochen Haideluft atmen und mit Deinem alten Onkel pürschen gehn, so mach' keine Umstände,“ schrieb er. Er selber war von wenig Umständen und eigentlich seiner etwas groben und kurzen Art halber wenig beliebt; er sagte, daran liege ihm nichts, Untergebene müßten unter allen Umständen fürchten und er nahm es wie einen Ehrentitel, daß man ihn den Haideaufseher nannte, denn die Oberförsterei, welche er bewohnte, die beste in der ganzen Provinz, hieß im Gegensatz zu ihm das Haideparadies.“

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte König von Yvetot.

Ein Bild à la Watteau von E. M. Vacano.

Wie's kam, daß ich dies erzähle.

Ich möchte den kennen, der nicht Berangers anmutiges und leichtfertiges Liedchen gelesen hätte! Und ohne dieses Liedchen würde heute kein Mensch außer den Bücherwürmern vom „Königtum Yvetot“ gehört haben.

Erst Beranger hat uns Laien die Erinnerung an das drollige Königreich in's Herz gesungen, so daß das Ländchen von einst, welches sonst trotz Chroniken und Memoiren schon längst vergessen wäre, nun unvergänglich leben wird. Wahre Horenmeister, diese echten Poeten, sag ich Euch!

Aber um die eigentliche „Geschichte“ von Yvetot kümmern sich trotzdem nur wenig Leute. Höchstens lesen sie einmal in irgend einem Konversationslexikon unter der Rubrik „Yvetot“ ungefähr folgendes:

„Yvetot, ein nettes Städtchen in der Normandie, bildete eine Zeit lang sogar ein souveränes Königreich. König Chlotarius hatte nämlich im Jahre 537 das Unglück, einen seiner Unterthanen in der Kirche zu Soissons höchst eigenhändig niederzustechen. Dieser Unterthan besaß ein kleines Herrenhaus und viele Felder und Gärten um dasselbe herum und hieß Gualtier von Yvetot.“

Daß nun der König jemanden ermordet, hätte damals nicht allzuviel bedeutet, daß er es aber in einer Kirche gethan, das konnte der Papst nicht so hingehen lassen. Er drohte also mit dem Banne.

Da wurde König Chlotarius gar reumütig und versprach, alles zu thun, diesen „Fehltritt“ zu büßen. Infolge dessen befreite er das Stückchen Land, welches der arme Gualtier besaßen, von aller Oberherrschaft der fränkischen Könige und erhob es zum selbständigen Königreiche und die Nachkommen Gualtiers zu souveränen Königen, mitten in seinem eigenen Reiche.“

Der damalige Papst, der ein sehr lustiger Herr war, lachte recht herzlich über das neue Königreich, welches kaum so groß war wie ein anständiger Park. Und wer lacht, der zürnt nicht mehr.

So war denn der gute König Chlotarius entführt. Und keinem Menschen fiel es bei, gegen dieses spaßige kleine Königreich Protest einzulegen, man lachte vielmehr an allen Königshöfen darüber und erkannte die neue „Majestät“ an, und viele, viele Jahrhunderte hindurch blieben die Herren von Yvetot Könige, anerkannte souveräne Könige ihres Ländchens, eines Ländchens, welches man freilich mit einem großen Regenschirme trocken erhalten konnte während eines Sommerregens.“

Die Könige von Yvetot hatten ihre Krondiamanten, die sie des Nachts von ihrem Hirtenjungen mit der Hellebarde bewachen ließen; ihre Minister, welche manchmal in Holzschuhen einhergingen, ihren Scharfrichter, welcher aber nur Hühner und Gänschen köpfte, da er zugleich Koch war; auch ihre „Chronisten“ hatten sie, da es aber in dem kleinen Königreiche stets sehr ruhig herging, so verlernten mit der Zeit alle diese Chronisten das Schreiben. So kam es auch, daß der bescheidene Fabler, welcher dieses Geschichtchen schreibt und welcher sich für das kleine, verschwundene Reich schon in seiner Jugendzeit interessierte (wo er einmal eine Woche dort verbrachte), fast gar keine anderen Quellen als mündliche vorfand, um den „Ausgang“ dieses idyllischen Königthums zu schildern.

Die Pfarrbücher, diese einzigen authentischen Historiographien, enthalten doch wenig mehr als Namen. Und aus dem Umstande, daß eine Claudine d'Albon von einem gewissen Alain Chateauloup eine Tochter Ysolda gebar, kann man doch keinen Roman machen? Oder daß ein Paulot

d'Yvetot von einer gewissen Ninon la Meunière Familie erhielt, läßt sich auch noch auf keine mésalliance schließen.

Beim Herrn Maire fand sich wol ein altes Büchlein in wunderlichen Lettern gedruckt, welches den Titel hatte: „Histoire du royaume d'Yvetot, écrite par le R. R. P. Lustain. Avec privilège du Roy.“ Aber dieses Büchlein enthielt wenig mehr, als eine viele Seiten lange Widmung an einen „comte d'YsseIn, ministre des finances“, und dann ein paar Seiten Erzählungen von Hagelstürmen, Wunderbegebenheiten, Himmelszeichen, Misernien.

Dann bleiben noch die Bilder, welche man in verschiedenen Häusern dortselbst antrifft und welche einst das chateau du Roy (nicht royal, wie es bedeutam heißt) geschmückt haben sollen. Sie hängen meist in dunklen Hausgängen von Seifensiedern oder Gewürzkrämern. Sie zeigen dicke Herren in Rüstung, welche mir aber in Versailles schon als Turenne oder Latremouille vorgestellt wurden. Eine blasse blonde Dame, welche mir die Frau Modistin als la pauvre reine Marie-Thérèse d'Yvetot vorstellte, habe ich sicher schon als madamigella di Monpensier in Trianon gesehen, und die reine Gasparine d'Yvetot, welche im Vorhause der Mairie hängt, zeigt eine solche Ähnlichkeit mit der dortigen Wirtin à l'aigle volant, daß ich überzeugt bin, sie habe das Porträt ihrer Urgroßmutter aus Vaterlandsliebe in die Marie gestiftet.

Nun bleiben noch die Lieder, die chansons, diese unverfälschte Chronik des Volkes. Und auf jedem Piano des Ortes (es hatte damals dessen drei) wurden Liedchen gesungen von irgend einer unglücklichen Königin, oder irgend einem lustigen Prinzen von ebendasselbst.

Das eine dieser Liedchen beginnt also:

„Ah, pauvre reine Manette,
Toi, qui as trop aimé —
L'amant est en vedette . . .“

Und ein anderes:

„Le prince, le prince s'approche,
Fillettes, ah! fuyez tous! . . (sic!)
Il fait sa medianoche,
Gare, ah! gare ah vous! . .“

Aber was sagen diese „complaintes“ für die Geschichte? Daß es Königinnen gab, die zu viel geliebt haben und Prinzen, welche der Schrecken aller Familienväter waren: das sind Schablonen, aber keine Figuren.

Aber die Weiber! Die französischen alten Weiber, welche im Abendfinke auf den Hausschwelken hocken und mit der einen Hand den Stricktrumpf zermartern, mit der andern den Enkel am Schopfe strafen und mit schnurrbärtigen Lippen von aller Welt etwas zu erzählen wissen, die erzählen auch vom letzten Könige von Yvetot. Vielleicht nichts Wahres, aber jedenfalls Interessantes. Und dann: ihre Urgroßmutter hatte ihn ja noch selber gut gekannt!

Das „Schloß“ von Yvetot, die Residenz der Könige, war anno 1680 auch nur ein Haus, zwar ein stattliches Haus, von einem weiten Garten umgeben, welchen einerseits hohe Pappeln umgrenzten.

In den sorgsam viereckig und dreieckig beschnittenen Hecken dieses Gartens standen mythologische Statuen in den balletartigsten Stellungen. Auf allen Hausimfen glogten wettergraue Büsten römischer Kaiser oder Götter. Die Blumenbeete bildeten Schnörkel. Inmitten der Bassins drohten nasenlose Neptune mit einem abgebrochenen Dreispiz.

Se. Majestät der König Camille d'Albon von Yvetot war ein so gebildeter junger Herr, als es seine Verhältnisse überhaupt erlauben wollten und der Ortsschulmeister ihm hatte beibringen können. Dabei war er ein noch junger Mann voll Kraft und Leben. Ein prächtiger junger Mensch, wenn man dem Wibe glauben darf, welches noch vor dreißig Jahren im Salon des Apothekers von Yvetot hing. Groß, kräftig, mit einer Fülle röthlichen Haares um das energische Gesicht.

Und es kam die Zeit, wo seine Unterthanen ihn bestürmten, eine Frau zu nehmen. König Camille hatte aber noch keiner einzigen Tochter des Landes oder der Nachbarschaft den Hof gemacht. Man nannte das unausstehlich stolz. So kam denn ein Tag, wo alle Würdenträger des Reiches, d. h. der Verwalter, der Förster, der Schulmeister, der Gärtner und der Gewürzkrämer, die Gelegenheit einer Sitzung benutzten, um Sr. Majestät in aller Ehrfurcht vorzutellen, daß es seine Pflicht sei, dem Ländchen eine Landesmutter, dem Reiche einen Erben zu geben und zwar womöglich eine Königin, qui avait des écus.

„C'est de notre rang!“

Der junge König sagte also an einem schönen Sommerabende, wo draußen im Hausgarten die Linden wehten und die Lilien wie Kerzen in den Beeten blühten, zu seiner Mutter, der Königin-Wittve Adelaide-Charlotte d'Albon, welche in der tiefen Fensterbank ihres Wohnzimmer's saß und die Wäsche ihres Sohnes ausbeiferte:

„Es geht nicht anders mehr, Mutter. Ich muß doch daran denken, zu heiraten.“

Sie ließ ihre Hände mit der Arbeit in den Schoß sinken. „Daran habe ich schon längst gedacht, mein Sohn!“ sagte sie feierlich. „Habe auch schon längst meine Augen umherschweifen lassen über die Demoiellen von Rang in der Nachbarschaft — auf Schloß La Beauté, Schloß Berignan, Schloß . . . Denn ich wollte Sie mit einer Braut überraschen, die unseres Standes und unserer Verhältnisse würdig sei.“

„Ich dank Ihnen, Mutter“, sagte er fast ängstlich. „Und Sie haben nichts gefunden?“

„Noch nichts, mein Sohn. Deshalb bin ich zu dem Schluß gekommen, daß es wohl am besten sein werde, wenn Sie selber sich auf die Brautwahl begeben würden.“

„Wozu? Ist es nicht einerlei, wen ich heirate?“

„Mein Sohn! spricht so ein König? Ihr Rang, Ihre Würde!“

Madame Adelaide-Charlotte d'Albon war nämlich eine echte Königin, die Tochter eines reichen Barons von Vermandon, aus dem Schlosse Montmaron drüben. Man sagte, der verstorbene König Main habe sie nicht aus Liebe geheiratet und habe einst sein junges Herz ganz der hübschen Manon Delrien geschenkt gehabt, der Tochter des Notars.

„Ach meine, ist es nicht einerlei, wen ich heirate?“ sagte der junge Mann feuchend, denn der süße Duft der Spätsommerrosen zog durchs Fenster herein. „Werde ich denn mein Herz befragen dürfen? Wird es nicht immer und überall heißen: „Nein! wenn mir ein Mädchen gefallen wird? Glücklicherweise ich ja doch nicht sein!“

„Mein Sohn, mein Sohn! Kein König von Hvetot ist jemals in der Ehe glücklich gewesen!“ sagte die Dame mit einer Feierlichkeit, welche fast komisch, aber nicht ohne einen Beifall von tiefster Wehmuth war, denn keiner hat nach seinem Herzen geheiratet. Das ist der Schatten, aber auch das Vorrecht unseres Nanges! Und es ist auch ein Leid, das aber meistens wir Frauen zu tragen hatten. Se. Majestät der König Nicolas von Hvetot, welcher im Bilderzimmer drüben hängt mit so lachender Miene, trank sich zu Tode. Die Königin Diane, eine geborene Herzogin Santescurin, welche Watteau gemalt hat als rosafarbene Schifferin, starb an gebrochenem Herzen. C'est de notre rang, mon fils. Sieh doch einmal Deinen „Cousin“, Se. Majestät von Frankreich an, war der glücklich mit der kleinen, braunen, geistlosen Prinzessin von Spanien? Oder waren ich und Ihr Vater Main glücklich? Am Hochzeitsstage weinte er bitterlich und gehand mir in seiner derben, etwas rauhen Weise, daß er Mademoiselle Delrien geliebt habe, eine Notarstochter. Das machte mir das Herz traurig und einam für's ganze Leben. Aber ich bestreite mich, eine gute Gattin zu sein und meine Pflichten zu erfüllen. Und so wirst Du vielleicht die Dir bestimmte Gattin nicht lieben, und sie wird nicht glücklich sein, aber Ihr werdet einander ertragen und die Pflicht Eures Daseins erfüllen.“

„Aber ist das nicht traurig Mutter?“

„Es scheint Ihnen nur so, mein Sohn, weil Sie jung, weil Sie zwanzig Jahre alt sind und weil's Sommer ist draußen. Vielleicht ist es auch nicht lustig, aber es ist das Leben. Sehen Sie also mitig um sich und wählen Sie.“

„Aber so ohne Liebe, Mutter?“

„Lieben! Was heißt lieben? Sie haben als Knabe am liebsten mit Vette, der Tochter unseres Gärtners gespielt und waren von ihr unzertrennlich. Ich sah Euch oft da drüben am glühenden Fluße spielen. Das hübsche Kind saß barfuß am Ufer, die Herte in der Hand, womit sie ihre Gänse hütete, und wie die Sonne auf diese Herte schien, war dieselbe wie ein Szepter von Gold. Und Sie, mein Sohn, ebenfalls barfuß und mit zerrißener Hemdtrause, schmückten die Kleine mit einem Dabem von goldschimmernden Wiesenblumen. So kommt mir die Liebe vor. Eine Kinderfzene, die so lieblich war, daß sie einen Schimmer dieser Lieblichkeit noch in späte Jahre wirft, eine Freude, wie sie die Jugend bringt, eine Blume, wie sie der Sommer bringt, aber keine Thatfache, die unser Leben beeinflussen darf. Suche Dir also jetzt Deine Gattin nach Deiner Pflicht.“

„Wo, Mutter?“

„Ei, wo sonst, als am Hofe des Königs von Frankreich? Dort wählen Sie. Es giebt dort hübsche Mädchen aus den edelsten Familien, und reich auch. Es wäre schlimm, wenn Sie keine finden sollten, die Sie hier einführen könnten als Königin. Und Sie können dort Ihre Wahl treffen nach dem Rate Ihres königlichen Cousins, ja nicht ohne diesen Rat, mein Sohn!“

„Meinen Sie, Mutter? ... Ach ja, nach Paris möchte



Für's Leben gefunden. Von Otto G. Verleger von Franz Hauffmann in München.)

ich gern. Ich erinnere mich noch an die Pracht des Hofes, die ich als Knabe gesehen, an die Säulen, das Gold, die hohen Räume, die prächtigen Versammlungen, die schönen Frauen, juwelengeschmückt, Schleißen nachziehend und lächelnd. Alle lächelnd ... Aber,“ er schaute auf sein Wammis herab.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, mein Sohn. Aber das blaueidene Gewand ist sehr alt ausgebeizert. Das goldgestickte aus schwarzem Sammt ist vorne noch wie neu, und hinten, wo die Spuren Ihrer Balgereien sichtbar sind, da fällt der Mantel darüber. Und dann,“ fügte sie mit echtem Mutterholze hinzu: „Sind Sie nicht schön? Die Frau, und

sei sie eine Herzogin, möchte ich sehen, welche auf Ihren Dienstboten unten, welche sich später von ihr wahrigen Werbung, „Nein“ sagen würde!“

Ob König Camille schön war nach den Begriffen damaligen weiblichen Zeit? Jedenfalls war er männlich schön. Sein etwas länges, sonnenverbranntes Gesicht war mannhaft, stolz, energisch. Aus seinen seegrauen Augen strahlte ein Herz voll Güte. In dem einen dieser Augen befand sich ein fahlotter Fleck — das Zeichen eines Bluges, welcher seine Mutter einmal erschredet.

Sie hatte einmal, da er noch Kind war, eine Zigeunerin befragt über dieses Zeichen. Diese aber hatte die Ahnung geahnt, gelacht und nur leere Worte darüber gesagt. Sie

begeben. Und so kam der Tag, wo König Camille sich reisefertig machte, um sich an den Hof seines „Cousins“ von Frankreich zu begeben.

Seine Mutter besorgte sein Gepäc mit vorzüglicher Liebe, wenn auch immer mit der ihr eigenen Würde. Dann, als er von ihr Abschied nehmen wollte, traf er sie in der großen Halle unten, umringt von ihren Betlern und von manchen Einwohnern des Städtchens, die sich einzufinden pflegten, um sich bei ihr Rath oder Hilfe zu holen. Denn es war ein Samstag, wo die Königin-Mutter offene „Audienz“ gab, wie sie es nannte.

Sie legte den Brotlaib, von welchem sie die Gaben verteilte, auf die anderen Brotläibe, die da zum Verteilen bereit lagen, sie schnappte die chätelaine zu, die an ihrem Gürtel hing und aus denen sie die Almosen nahm, sie schloß den

waltige Allonge auf dem großen gewordenen, verkrüppelten Haupte, mit dem fohlet-würdevollen Tänzer Schritte bei seiner Freundin die Honneurs machte — jung sein wollend, ein Gott sein wollend, weihrauchpurstig, allmächtig! Alle seine noch übrigen Enkel und Enkelinnen wimmelten da, alle vor der Maintenon kriechend und ihren Großpapa heimlich auslachend. Alle Leute, welche durch Frömmelerei zu etwas kommen wollten und alle jene, welche irgend eine schöne Verwandte hatten, welche das Glück haben sollte, in den Hofstaat des Königs aufgenommen zu werden.

Es war ein Abend, wo Se. Majestät fast jugendlich war. Das Alter hat so seine Tage, wo es sich verjüngt fühlt durch

Wandstrand zu, wo ihre Medizin- und Weinflaschen für die Kranken standen, und folgte ihrem Sohne.

„Siehst Du, was es doch gut ist, daß Du ein König bist, mein Sohn! Wenig Geld ist heute im Hause, denn unsere Einkünfte erhalten wir erst in einigen Tagen. Wäre ich eine einfache Schloßfrau, so würde ich sagen: Kinder, heute ist's nichts!“ und würde meine Thüre schließen. Aber alles das sind unsere Unterthanen, mein Sohn, und wenn wir selber nichts hätten, sie müßten etwas haben!“

„Sie sind eine echte Königin, Madame!“ sagte Camille, ehrfurchtsvoll ihre Hand küßend.

„Ich hoffe es!“ erwiderte sie mit einfacher Würde.

„Und nun reise ich und werde mir eine Königin mitbringen.“ sagte er. „Und ich werde wählen mit der Erinnerung an Sie, Mutter, denn sie muß Ihrer würdig sein!“

So zog er fort auf seine Brautreise in dem schäßigen, rumpelnden, alten Staatswagen. Und seine Mutter schaute ihm nach, dem unbeschützten jungen Haupte, das noch nach ihr grüßte, und ihre Augen waren voll echter Muttertränen.

Und hinter dem Hause, da weinte auch jemand. Es war die kleine Vette, die Gärtnerstochter. Und sie weinte selber nicht, warum sie weinte.

Es war ein düsterer Herbsttag. Die Blätter fielen scharenweis von den Bappeln, denn ein rauher, flagernder Wind hatte sich erhoben. Der Himmel war grau und sandte einen trüben Regen gerab. Es war, als ob die ganze Landschaft, das ganze kleine Reich weine um „seinen König“.

Deux cousins et une marquise.

Der Hof von Frankreich! Der Hof Ludwigs des Großen, Ludwigs des Einzigen, des Sonnenkönigs! Freilich einer Sonne, welche schon weit über die Mittagshöhe gesunken war. Der anmutige, lebensfreudige, siegeshelle vierzehnte Ludwig von einst war jetzt ganz stille, dochmut, eiferfüchtige Würde geworden unter dem selbstamen Einflusse der frommherrschüchtigen, demüthig-hochfahrenden Wittwe Scarron.

Nur manchmal glimmte in dem majestätischen Königsreise der frischwelle Jugendbeim von einst auf, jener Keim, der einst Liebe gewesen und nun fast lächerliches Verliebt-sein geworden war. Freilich war dieses Verliebt-sein demselben Boden entsprossen, wie einst sein Jugendlieben: der Selbstliebe, der Selbstvergötterung, welche alles nahm, was ihm eine Leune erfüllen konnte, rücksichtslos, grausam fast, und dann dem Gegenstand, welcher ihm Freude bereitet hatte, achlos fortwarf wie die schäßig gewordene Allonge, die ihm gestern noch Würde verliehen hatte.

Seit langem schon pflegte der Sonnenkönig seine angenehme Cour in dem Apartement der Madame de Maintenon zu halten — oder vielmehr, er mußte sie in demselben halten, denn sie hatte sich ihr Gouvernamentum nicht abgewöhnen können und hatte nach den Kindern der Montepan den Vater derselben ans Gängelband genommen.

Wie sollte man eine solche „cour“ schildern? Ein halb zeremoniöses, halb frivoles Gewoge von allem, was dazu „befohlen“ war. Die Maintenon affektierte, daß bei ihr alle Bande der Etikette gelöst sein müßten. Aber war das möglich, so lange die personifizierte Etikette, der personifizierte Despotismus in affektierter-schlichem braunem Rocke, die allge-

irgend eine Idee, einen Sonnenstrahl. Und es war zugleich ein Abend, wo Madame von Maintenon altjungferlicher und übellautiger war als je. Denn sie fühlte, daß der alte König fröhlich war — und darin lag stets eine Gefahr für sie, die ihn nur durch Langeweile und Isolierung an sich fesselte.

Ludwig der Große empfing also in seiner Fröhlichkeit „son cher cousin“, den König von Yvetot, in bester Laune. Was hatte aber diese gute Laune veranlaßt?

Vielleicht das junge Fräulein von Montargis, welches von ihrem Vater, einem Edelmann aus Poitou, heute zum erstenmal an den Hof gebracht worden war.

Mademoiselle von Montargis war in der That reizend; ein halbes Kind noch, frisch, offen, ungekünstelt und anmutig dabei. Der manteau de cour, den sie nachschleppte, war zwar aus einem Staatskleide ihrer Großmutter geschnitten und ihr Schmuck altmodisch, aber ihre Schönheit und Lieblichkeit blühten aus dem Allen doppelt strahlend heraus.

Die Höflinge bemerkten ganz wohl das Wohlwollen, welches der alte König dem jungen Fräulein zuwandte. Er unterhielt sich mit ihr, er war beweglich, liebenswürdig, galant. Er hatte sogar laut gesagt: „Diese Stirne wäre würdig, ein Herzogsdiadem zu tragen! Nun, werden sehen, wollen sehen.“

Das war für den Hof genug. Scharenweis verloren sich die Höflinge von dem Kanapee, auf welchem die Maintenon thronte, und zogen in bescheidener Distanz dem glücklichen alten Herrn von Montargis nach, welcher seine Tochter, ganz trunken von Stolz, wie im Triumphe umherführte.

Zu rosiger Laune also empfing Ludwig der Große seinen kleinen Cousin von Yvetot und ging mit ihm umher. „Er wird sein Glück machen!“ flüsterte alles, und die Damen hatten für „König Camille“ ihr liebenswürdigstes Lächeln, die Kavaliere ihre herablassendsten Gönnermienen. Der volle Schimmer der Gnadenstrahlen umstrahlte den jungen „König vom Lande“. „Jetzt, mein Cousin, werde ich Sie Unserer theuren Freundin, Madame der Marquise von Maintenon vorstellen.“ Sie standen dabei vor dem jetzt ziemlich verlassenen Thronsofa der Marquise, und der König machte eine vorstellende Handbewegung, wobei Camille sich tief und zeremoniös verneigte vor der alternden runzligen Dame, mit den scharfen, böshaften Zügen und den bösen, großen, schwarzen Augen, denen sie vergeblich einen sanften Ausdruck zu geben versuchte. Der Dankesgruß der Marquise war kaum merklich und ihre hochmütige und zornige Miene hatte etwas Katzenartiges. Sie bewegte ihren großen Fächer mit nervöser Hast.

„Oh, Sire,“ flüsterte sie dem alten Könige scharf zu, „haben wir jetzt Carneval? Wie nannten Sie diesen Herrn?“

„Nun Se. Majestät von Yvetot, Marquise,“ sagte Ludwig der Große gutgelaunt. „Mein lieber Cousin vom Lande, welcher uns die Ehre seines Besuches giebt an unserem Hofe, wo es ihm recht lange gefallen möge...“ Damit schritt er mit gravitärischem Kopfschneigen weiter, seinen Schützling bei der Marquise zurücklassend.

„Wie der König ihn liebt!“ hieß es leise rundum. „Wie er den jungen Mann auszeichnet!“

„Oh, ah!“ sagte jetzt die Marquise verächtlich. „Ich habe davon gehört, ja, die Könige von Yvetot, die Caprice irgend eines alten Merovingers...“

„Die Caprice eines Königs, Madame Marquise!“ erwiderte Camille, stolz erröthend und sich in voller Höhe aufrichtend.

Die Marquise warf ihm einen bösen Blick zu. „Gewiß!“ sagte sie langsam, und wieder kam das Katzenhafte zum Vorschein und die üble Laune bebte in den Bewegungen ihres Fächers. „Und sehr viel Sorgen muß Ihnen die Regierung machen, Sire! (wie spöttisch sie dieses Wort dehnte!) Fürchten Sie denn nicht, daß während Ihrer Abwesenheit ein Sturm kommen und Ihnen das liebe Yvetot in die Luft führen könne?“ Das sollte ein Scherz sein, denn die Marquise lachte dabei, und rundum fand das heitere Lachen ein Echo. Camille wollte der kleinen, bösen Frau fast trotzig antworten. Aber er bezwang sich und sagte nur ruhig: „Das ist kaum zu befürchten, Madame Marquise, denn das Königreich Yvetot ist, so klein es sein mag, so alt wie unsere Geschichte und steht festgewurzelt und altherwürdig da im Sturm der Zeiten. Nur die neuen Grafschaften, Herzogthümer und — Marquisate sind es, die, von einem Hauche der Gunst geschaffen, auch durch einen Hauch übler Laune wieder in nichts zerstäuben können.“

Damit verbeugte er sich tief und höflich. Die Marquise sah aus, als ob sie ihm in's Gesicht fahren wolle; es gab Momente, wo die ehemalige Madame Scarron in ihr wieder zum Vorschein kam. Und man fichterte ringsum. Es war wirklich so, man fichterte über sie! Es war freilich ein jächervertrockenes Nicken, so leise wie das fast unerbörbare Geräusch des Blätterfallens, aber das scharfe Ohr der Marquise hörte es doch. So weit war es also schon gekommen? Alle Welt hatte also schon bemerkt, mit welcher auffallenden Liebenswürdigkeit König Ludwig die kleine Mademoiselle von Montargis empfangen hatte! Alle Welt sah also in ihr schon den künftigen Stern am Hofe des Sonnenkönigs, und sie, die Marquise, sah man schon gestürzt, verdrängt durch den neuaufgehenden Stern...!

Ein Stern, in der That! Wie ein Stern erschien das junge Mädchen auch dem Könige von Yvetot, als er jetzt plötzlich Auge in Auge stand mit ihr, da er sich umwandte, um sich von der Marquise zu entfernen. Es war ein Schauen und Finden! Denn auch das junge Mädchen blieb wie gebannt stehen unter dem Blicke Camille's, als hätte sie von ihm, den sie noch nie gesehen, schon längst geträumt. Einen Augenblick nur ruhten die Blicke des jungen Mannes und des Mädchens aufeinander, aber ihre Herzen hatten

einander gefunden, wie oft zwei Vogellaute sich vereinen in den blauen Sommerlüften, wie zwei Lämmervölkchen in einander verfließen.

„Wer war diese Dame?“ fragte Camille, wie aus einem Traume erwachend, einen Hofherrn, dem er vorgestellt war.

„Das? Das ist Mademoiselle von Montargis — Diane von Montargis — in acht Tagen aber vielleicht schon Herzogin von Montargis, wenn nicht alle Anzeichen trügen.“

„Wer war dieser Cavalier?“ fragte ihrerseits Mademoiselle von Montargis den alten Prinzen Guéméné, der neben ihrem Vater ging.

„Das? Das ist ein König, Mademoiselle!“

„Ein König!“ sagte sie erstaunt. „Sie scherzen!“

„Nicht doch, Mademoiselle, der hübsche junge Mann ist ein wirklicher König — freilich nur von Yvetot!“

* * *

Dieses Schauen und Fragen der beiden jungen Leute, dieser atemlose Blick, mit dem sie sich gefunden und getrennt, war von Einer beobachtet worden, die in solchen Dingen Bescheid wußte wie keine Andere: von Madame von Maintenon. Und wie ein Blitz durchzuckte es ihre undüsterste Seele: „Steht es so? Das kann mir nützen!“

A la guerre, comme à la guerre.

Am nächsten Tage war ganz Versailles mit Recht erstaunt, als es hörte, Mademoiselle von Montargis, der neu-aufgehende Stern, sei von der Marquise von Maintenon unter die (freilich etwas schabigen) Fittige ihrer Protektion genommen worden. Sie hatte es nicht anders gethan, Diane von Montargis hatte sich in ihre Appartements einlogieren müssen, so lange der Hof in Versailles weilte, während ihr Vater vom Chevalier d'Uubigné, einem Cousin der Marquise, in Beschlag genommen wurde.

„Natürlich, sie will die Kleine nicht aus den Augen lassen,“ plauderte die Herzogin von Burgund achselzuckend.

„Ungeachtet wäre das nicht von der guten Marquise!“ behauptete der junge böshafte Herzog von Maine, der verdorbenste Schlingel des Hofes.

„Sei dem wie immer, ihren Zweck hat unsere „chère tante“ de Maintenon dabei!“ meinte die Burgund. „Und einen geschickten Coup hatte sie jedenfalls damit vor, denn sie ist schlau wie ein Fuchs und glatt wie eine Schlange!“

Und einen Zweck hatte Madame von Maintenon wirklich bei der Sache. Denn sie ließ schon am zweitfolgenden Tage „Se. Majestät den König Camille von Yvetot“ zu sich bitten. Und als der junge Mann bei der allmächtigen Freundin seines „Cousins“ erschien, da eilte ihm diese mit liebenswürdigem Lächeln entgegen und reichte ihm beide Hände und sagte: „Oh, Sire“ (sie nannte ihn wirklich „Sire“ und ganz im Ernste!), „wie liebenswürdig, daß Sie gekommen sind — oder ich sollte eigentlich sagen, wie gnädig! Werden Sie mir verzeihen, daß ich es wagte, Sie zu mir bitten zu lassen — zu mir, einem alten Weibchen? Aber was frage ich. Ihr Hiersein zeigt mir ja schon, daß Sie nicht zürnen.“

„Zürnen, Madame Marquise?“ sagte Camille. „Und weshalb sollte ich das?“

„Oh, Sie wissen es nur zu gut! Meiner üblen Laune, meiner Unart von neulich wegen! Aber was wollen Sie? Wir armen Frauen sind stets von Stimmungen abhängig. Und meine Stimmung neulich war abföhrlich — geradezu abföhrlich! Freilich hatte ich guten Grund dazu. Sehen Sie, ich bin kindisch genug, allen Menschen Gutes zu wollen, und vor allen Dingen, wenn ich ein junges Mädchen sehe, dem Gefahren drohen, dessen reiner, engelstarrer Blick getrübt werden könnte durch die Frivolität und Verderbtheit eines Hofes wie dieser, da thut mir das Herz weh, und es thut mir weh um unsere kleine, schöne, unschuldige Diane von Montargis. Sie haben sie ja auch bemerkt? Ich hatte sie gleich vom ersten Augenblicke an lieb gewonnen und mußte hören und sehen, welche Horreurs über das arme Kind gleich in der ersten Stunde gesprochen und geplant worden sind von abscheulichen Menschen! Aber am nächsten Tage machte ich kurzen Prozeß und nahm die liebe Kleine zu mir, trennte sie von ihrem alten, ehrgeizigen Vater, und seitdem bin ich wieder fröhlich und ruhig. Ruhig? — Nicht ganz. Ich bin nur eine arme machtlose Frau und muß jetzt vor allem dem Kinde Freunde, Beschützer erringen. Aber wen? Wen unter all unseren selbstfüchtigen, frivolen, gewissenlosen Menschen am Hofe da? Da ist mir eine Idee gekommen, das heißt, ich bin auf die Idee gebracht worden durch die Kleine selber, denn seit sie bei mir ist plaudert sie in ihrer offenen, unschuldigen, rückhaltlosen Weise von Niemandem, als von Ihnen, Sire! Und wie es denn möglich sei, daß Sie wirklich ein „König“ seien, und wie schade das sei, und ob Sie denn wirklich wieder fortgingen von hier, und ob ich Sie genau kenne, und ob Sie so brav, gut und ehrenhaft seien, wie Sie ausfähen und was dergleichen verliebtes Mädchengeschwätz mehr ist — aber, was haben Sie, Sire?“

Denn Camille von Yvetot war blutrot geworden, bis in die Spigen seines blonden Haars hinein, das ihm in langen Locken über seine Achsel fiel. Und seine hellen Augen strahlten seltsam, wie geblendet vor dem Anblicke eines nie geahnten, heißersehnten Glückes.

„Ich?“ stammelte er jetzt verwirrt. „Ich? Nichts, Frau Marquise.“

„Oh, ich verstehe!“ lächelte sie mit fast mütterlicher Zärt-

lichkeit. „Es dünkt Ihnen seltsamlich, daß ich Ihnen das Alles so offen sage. Der Ton, der hier herrscht, kommt Ihnen, dem Landjunker — oh, pardon! dem ländlichen Könige — sonderbar vor? Aber was wollen Sie! Ich habe Sie liebgewonnen, ich habe in Ihnen ein braves, sittliches, ehrenhaftes Gemüt erkannt und ich möchte dem armen Kinde einen wahren, ritterlichen Freund, einen Bruder gewinnen, ihm, das Niemanden hat, als einen ehrgeizigen, adel- und rangfüchtigen Vater, dem Alles an der Gunst des Königs, an Titeln und Hoffstellen liegt! Und darum ließ ich Sie auch hierher bitten, damit Sie das arme Mädchen kennen lernen, damit Sie sehen, welch ein Schatz von Unschuld, Reinheit und Natürlichkeit in ihr liegt. Ich muß jetzt in die Sitzung, ist das nicht lächerlich? Ich altes, dummes Weibchen in eine Regierungssitzung! Aber der König thut's nicht anders. Diese Sitzungen von Ministern und Räten werden alle bei mir gehalten und ich muß denselben bewohnen de par le roi! Sie werden nun schon Alle versammelt sein im Saale drüben und ich muß Sie verlassen. Aber Sie dürfen nicht davonlaufen, Sire, Sie müssen mich hier erwarten, es wird nicht lange dauern und ich habe noch viel mit Ihnen zu plaudern. Diane soll Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten,“ fügte sie lächelnd hinzu. „Also Adieu, und auf Wiedersehen!“ Damit reichte sie ihm herzlich die Hand und ging an die Portiere eines Nebenzimmers und rief hinein: „Sind Sie da, mein liebes Kind? Halten Sie mir hier unseren lieben Gast ein wenig fest!“

Noch ein Lächeln, ein Kopfnicken, ein Schleppengeräusch, und die Marquise war durch die große Thüre verschwunden.

Aber in der Thüre des Nebenzimmers stand jetzt Mademoiselle von Montargis, erröthend, lächelnd und dabei doch unbeschäftigt wie ein echtes Kind.

* * *

Die „Sitzung“ dauerte heute ungewöhnlich lange und Stunde um Stunde verging, ehe die Marquise wiederkam.

Glückliche Stunden, seltene Stunden für zwei junge, schüchterne und offene, brave und ehrliche Menschenherzen!

Da saßen die beiden jungen Leuten in der tiefen, breiten Fensternische des Staatszimmers der allmächtigen Freundin des allmächtigen Königs und plauderten. Zuerst wie zwei verlegene Landgemüther, dann wie zwei fröhliche Kinder, dann wie zwei gute Freunde, und zuletzt wie — oh, zuletzt sprachen sie gar nicht mehr viel. Aber ihre Augen ruhten so glücklich, wie zu einem ungeahnten, neuen, schönen Leben erwacht, auf einander, und Beide wußten, daß sie liebten, und Beide hofften — oh, so innig, so dankbar, so gottvertrauend! — daß sie wieder geliebt würden.

Und als sie plötzlich die Marquise, die ungehört eingetreten war, hinter sich stehen sahen, da fuhren sie auf und waren so verlegen, aber so glückselig. Und auch die Marquise lächelte, lächelte, wie sie selten zu lächeln pflegte: so herzengewarm, so gütevoll, so mütterlich und dabei — so siegreich.

Und als die kleine Mademoiselle von Montargis verlegen verschwunden war und die Marquise Camille zur Thüre geleitete, da sagte sie ihm neckenden Tones: „Mir scheint, Sire, ich habe mich doch verrechnet in Ihnen.“

„In mir?“

„Nun ja! Ich wollte meinem kleinen Schützlinge nur einen Bruder gewinnen, und“ — dabei lachte sie auf und drohte ihm mit dem Finger. Camille war sehr rot geworden, aber auch er lachte glücklich. „Aber was könnte ich denn dem Fräulein jemals anders werden...? Wie könnte ich es jemals wagen —“

„Wagen? Pfui, spricht so ein hübscher, stolzer Junge wie Sie? Und — ein König?“

„Madame Marquise...!“

„Nun, nun, ich habe nichts gesagt. Aber das weiß ich, daß ich Sie von heute an für einen Bruder meiner schönen Diana zu — gefährlich finde. Ich streiche Sie also aus der Liste der Beschützer, die ich ihr gewinnen will, bis Sie —“

„Bis —“

„Bis Sie Ihr Bräutigam sind. Ei du lieber Himmel, Sire, ich in Ihrer Stelle ginge noch heute zu Ihrem Cousin und sagte ihm: Die will ich! Was für ein Recht hätte der König, ein Beto einzulegen?“

„Aber ihr Vater?“

„Ei, das ist ein Titelnarr. Würde seine Tochter nicht — Königin?“

„Ja, aber von Yvetot.“

„Ei, ist eine Königin von Yvetot nicht mehr, als eine Herzogin von Savallière wäre?“

Er wurde sehr bleich. „Oh, Sie haben recht, Madame Marquise! Aber das Fräulein selber —“

Sie schaute ihn an. Dann lachte sie und schlug ihn auf den Mund. „Oh! Sie sind ein Heuchler!“

* * *

Und es kam die Stunde, wo der König von Yvetot vor seinen „Cousin“ von Frankreich trat und bat, er möge die Einwilligung zu seiner Heirat mit Mademoiselle von Montargis geben.

Der König geriet aus der Fassung, dann wurde er entsetzlich würdevoll, und dekretierte „Nein, Niemals!“

Zum Glück war die Marquise dabei und sagte mit sehr scharfer Stimme und sehr aimablen Lächeln: „Warum nicht, Sire? Da die beiden jungen Leute einander lieben?“

„Das ist nicht möglich!“ brauste der alte König auf.

„Oh, es ist sogar gewiß! Was Mademoiselle von Montargis betrifft, so weiß ich es von diesem lieben Kinde

selber. Und was hier Se. Majestät von Dvetot betrifft" fügte sie lachend hinzu.

"Aber ihr Vater!" trostete der König. "Ist schon jetzt selig bei dem Gedanken, Enkel zu haben, die in den Ecken ihrer Wäsche Königskronen führen," sagte die Marquise sanft.

"Sie hat ja kein Vermögen!" sagte Ludwig der Große. "Oh, Sire, Sie wissen, ich bin eine alte kinderlose Frau. Ich habe Diane so lieb gewonnen!"

Ein fahler Blitz schoß aus den Augen des alten Königs. Aber er hatte all seine Würde, fast möchte ich sagen, seinen Hochmut wieder gewonnen. Und er wandte sich an den König von Dvetot. "Nun gut," sagte er, und wie Hohn zuckte es um seinen Mund, "ich gebe meine Einwilligung, mein Cousin! Und ich wünsche Ihnen Glück!"

Camille dankte seinem Cousin mit ausbrechender Freude. Aber wie er dieses höhnische Lächeln, dieses grausame Schauen des Königs sah, da schlich es ihm eiskalt über's Herz und er dachte bebend: "Er wird uns verderben! Aber wie!"

Nachdem er sich entfernt hatte, wandte sich Ludwig der Große an die Marquise und sagte mit kaltem Zorne zu ihr: "Sie haben da sehr — unbedacht gehandelt, Frau Marquise!"

"Sire, ich habe Ihnen eine Sünde erspart!" sagte die Dame salbungsvoll und demütig.

„Le roi est mort, vive le roi!“

Hochzeit wurde gefeiert auf dem königlichen „Schlosse“ von Dvetot. Fahnen wehten, Blumenguirlanden wanden sich von Baum zu Baum. Frühling wars, die Lerchen trillerten und süße Düfte lagen in der Luft und Frohsinn herrschte in allen Herzen.

Und just zur Hochzeit kam ein Edikt des Königs und seines Staatsrates in das festliche Haus. König Camille las es durch und reichte das Edikt seiner jungen, lieblichen Frau. Und sie schauten einander an und — lächelten.

Das Edikt besagte, daß dem Könige von Dvetot sein königlicher Rang, dem Ländchen seine Unabhängigkeit genommen sei. Es war fortan nur ein Gütchen wie jedes andere, wenn auch frei von Steuern.

„Arme Diana!“ schlüpfte Camille der Braut ins Ohr, indem er sie an sein Herz zog. „Du bist nun keine Königin mehr!“

„Oh!“ lächelte sie selig zu ihm auf. „Ich bin ja mehr, ich bin — Dein Weib!“

Sehnsucht.*

Die Glocken rufen um Mitternacht;
Die Sehnsucht ist großäugig aufgewacht
Und redet lacht.

Sie wandert in Nächten und ruht am Tag —
Ihr Herz hat einen fiebernden Schlag,
Daß ich tief erschraf.

Sie ist wie ein irregewandertes Kind,
Um die Stirn trägt sie ein Dornengewind,
Und schluchzt und sinnt.

Nun ward so ruhelos mein Herd,
Da sie um Mitternacht eingelehrt,
Und mich weinen gelehrt.

Sie löste vom Haupt sich ein Dornenreis,
Und drückt es auf mein Herze leis,
Das blutet nun heiß

* Das Gedicht ist einem demnächst erscheinenden Buche „Dichtungen“ (Leipzig, Edwin Schloemp) entnommen, das eine begabte Dame aus den hohen Gesellschaftskreisen Preußens, Alberta v. Buttamer, Schwägerin des gleichnamigen Staatsministers, zur Verfasserin hat. Wir werden demnächst noch einige andere Proben folgen lassen.

Unsere Illustrationen.

Fürs Leben gefunden. Gemälde von D. Erdmann. Das anmutige Bild des bekannten Düsseldorfser Genremalers, dem wir (speziell auch der Bazar) so manche gefällige lebenswürdige Darstellung aus dem deutschen bürgerlichen Familienleben im 17. Jahrhundert danken, schildert eine Scene, welche dem Schlussspiel eines im Zeitalter Lessings spielenden deutschen Romans oder dem letzten Auftritt eines in dieselbe Periode verlegten Lustspiels entlehnt sein könnte. Unsere Dichter in der Mehrzahl lieben es und sind es gewöhnt, den Vorhang fallen zu lassen oder das Wort „Ende“ zu schreiben, wenn der jugendliche Held und die Heldin alle Hindernisse, die sich ihrer Verbindung entgegenstellten, glücklich besiegt und sich vermeintlich „fürs Leben gefunden“ haben. Daß damit das eigentliche Leben, das Drama und der Roman desselben erst recht beginnt, scheinen sie verleugnen zu wollen. Sie geben sich den Anschein, als wüßten sie es nicht. Aber auch die älteren Zeugen eines jungen Glückes, wie die hier um das Liebende und verlobte Paar Versammelten, vergessen in solchem Moment und angesichts einer solchen herzerfreuenden Gruppe wohl die eigenen Erfahrungen und Beobachtungen, welche sie belehrt haben, wie geringe Bürgerschaft der Dauer „fürs Leben“ auch der scheinbar festeste Bund zweier Herzen bietet. Die Freundenthränen der zärtlichen Mutter und der lieblichen Braut fließen, der glücklich situierte Papa aber vergißt über der innigen Erregung seines väterlichen Herzens nicht, daß bei einem solchen Anlaß auch ein guter Trunk am rechten Platze sei, welcher die Sorgen bricht und scheidet, die Freudigkeit steigert und die Zukunft mit rosigem Licht überstrahlen hilft. Für den kleinen Bruder der Braut erhält dies Familienfest wie jedes andere durch den süßen Wein und die Torte, welche zu dessen Feier auf dem Tisch erscheinen, erst ihre ganze Bedeutung. Seine noch unverlobte zweite Schwester aber, welche die Mutter freundlich tröstend umfaßt, dürfte ihm bald genug Gelegenheit geben, sich an

einer Wiederkehr dieses Festes zu freuen. Das holde Kind sieht nicht so aus, als werde es noch lange zu warten haben, bis der „Rechte“ kommt, der auch sie „fürs Leben“ findet und — bindet.

Des Knaben liebster Freund. Die treffliche Darstellung des kleinen mittelalterlichen Junkers, der einen jungen Jagdhund zärtlich auf dem Arm mit sich herumträgt, ist eine Illustrationsprobe aus dem von uns mit lebhafter Anerkennung besprochenen Pracht-sammelwerk „Münchener Skizzen“ und entstammt dem Pinsel Bruno Piglhein's, des trefflichen Münchener Künstlers, der auf dem Gebiete der Plastik nicht weniger bewandert ist, als auf dem der Malerei, und neuerdings Aufsehen erregende Werke geschaffen hat. Das schöne Buch möge noch einmal warm empfohlen sein.

Weihnachtstisch.

Kinderschriften. Spät, doch nicht zu spät, um hier noch erwähnt und aufs wärmste empfohlen zu werden, kommt eine höchst reizvolle Kinderschrift für den Weihnachtstisch, betitelt „Christkind“. Sechzehn Aquarellen von Paul Mohn (Berlin, Verlag von Georg Stilke). Der sinnige Künstler, der uns zum vorjährigen Feste mit seinem wunderbar poetischen Bilderbuch „Märchenstrauch für Kind und Haus“, dem schönsten von allen, deren wir uns je zu erinnern gewußt, entzückte, bietet hier ein würdiges Gegenstück dazu: eine auf deutschen Boden versetzte und so dem Kindergemüt wunderbar nahe gebrachte Darstellung der Geburtsgeschichte Christi in 16 Bildern voll holdesten Natwerts. Wenn hier nicht, sei er alt oder jung, das Herz aufgeht, ist zu bedauern, der treffliche Künstler aber, dem solches zu schaffen vergönnt war, aufs wärmste zu beglückwünschen.

Ein bewegliches Bilderbuch mit Wandel-Panorama, eine Fortsetzung der zum vorigen Feste veröffentlichten „Reise durch Europa“ von Th. v. Pichler, erschien jeben im Verlage von Mor. Perles, Wien, unter dem Titel „Über Berg und Thal“, und wird durch seine hübschen Städte- und Landschaftsbilder, die sich unter den Fingern des schaulustigen Kindes leicht aufrollen, viel Vergnügen bereiten.

Noch erwähnen wir ein allerliebtestes Reizespiel, das im Verlage von S. Lucas in Elberfeld erschienen, nicht bloß eine amüsante Unterhaltung, sondern auch wirklich Nutzen gewährt und in seiner Art ganz originell erscheint. Der Apparat besteht in einem hübschen Karton mit Spielerkärtchen und 144 Spielkarten.

Kunstgewerbliches. Die Blumen- und Federn-Fabrik von Paul Kauffer, Berlin W, 104 Leipzigerstr. I, zu deren Spezialitäten namentlich geschmackvolle Kleider-Garnituren, Coiffüren und Hutgarnituren gehören, hat eben einen ebenso zierlichen wie dauerhaftesten Blumen schmuck für Vasen- und Spiegelbekleidung hergestellt: tiefbraune natürliche, lederartige Mahonie-Blätter, bis zur Unverwundlichkeit präpariert und doch anscheinend frisch, wie eben vom Strauch geschnitten und mit künstlichen Vergißmeinnicht zu einem reizenden Spiegelkranz oder mit Pampasgräsern, Rosen, Nymphaen zc. zu Vasenbouquets sehr ansprechend und höchst praktisch vereinigt.

Die Mode.

Daß unter den mancherlei sorgenden Fragen, die der bedeutame Zeitabschnitt des Jahreswechsels in uns weckt, bei der Frauenwelt auch die Frage nach etwa zu erwartendem Wechsel in der Mode sich regt, ist begreiflich und daß auf dieselbe Niemand eine präzise Antwort zu geben vermag, selbstverständlich! Auch um unseres ungeduligen Fragens und Forschens willen lüftet die Mode vor der Zeit den Schleier nicht, der ihr geheimnisvolles Wesen verhüllt; höchstens deutet sie in die Vergangenheit und überläßt es uns, aus ihr das Bild der Zukunft zu enträtseln. Bei alledem darf und wird man zu dem Schlusse kommen: wie die Mode war, so wird sie auch im neuen Jahr sein, das Beste und Erfreulichste mit gabenfroher Hand gewährend. Schon jetzt ist ihre Thätigkeit dahin gerichtet, für die bevorstehenden Tage der Feste und des Glanzes die reichsten und geschmackvollsten Spenden vor unseren entzückten Augen zu enthüllen. Welch ein bestrickender Schimmer liegt in diesen Blumen, diesen duftigen Spitzen, den köstlichen weichen Federn, Gold und Perlen! Das sind auch die Elemente, aus denen sie die kühnsten Märchenräume unserer Phantasie verwirklicht, und in Spitzen und Blumen, Gold und Perlen, schwanenweichen Federn und schimmernden Stoffen wird das neue Jahr den Ausdruck hoher Eleganz und stilvollen Luxus erkennen, in ihnen den Anforderungen der bevorstehenden festlichen Tage gerecht werden.

Für die entsprechenden Toiletten, resp. die hierzu erforderlichen Stoffe, wurde bereits im vorigen Bericht der Hinweis gegeben, in dessen Verleiste zumest das Beiwerk dem Anzuge erst den Stempel des Vollständigen, daher sie heute den einzelnen Bestandteilen und zwar zunächst dem indispensable der heutigen Toilette einige Aufmerksamkeit widmet. Die Tournüre, sei sie ein kleines Kopfsaar- oder Federkissen, ein Bauisch oder ein mit Kopfsaarfrisuren befestigter Stoffteil, die halblange oder lange Reifentournüre, der Krinolinen-Züpon, oder welcher Art sonst: sie ist je nach dem Genre des Anzuges unerlässlich. So oppositionell auch häufig die Stimmung sich gegen dieselbe auflehnt, der Typus der herrschenden Toilette verlangt sie, und so lange die bescheidenen Dimensionen vorwalten, werden sie auch nur zu Gunsten der Schönheit wirken.

Unbedingt notwendig ist die Anwendung der Tournüre namentlich um schwere Stoffe als Kostüm oder in Schleppform zur Geltung zu bringen, die leichten Roben dagegen wiederum zu stützen und ihnen längeres Ansehen zu bewahren. Die bewährteste Methode bleibt hierfür immer, die mit Stoff bezogenen Stahlreifen in der hinteren Rockbahn zu befestigen und sie auf der Innenseite mittelst Bänder oder Gummibandspangen zusammenzuhalten und am oberen Rockrande ein kleines Kissen zu befestigen. Schleppkleider allerdings verlangen eine separat gefertigte und als Züpon fungierende lange Tournüre. Hierbei sei bemerkt, daß die Schleppkleider vor wie nach das Privilegium der Frauen namentlich der älteren verheirateten Damen sind, während für die Jugend die kurzen runden Kleider vorgezogen bleiben, gleichviel ob sie für Ball, Gesellschafts- oder Dinerzwecke dienen sollen. Bezüglich ersterer steht wahrscheinlich eine Reform bevor, doch wird die gegenwärtige Saison noch nicht maßgebend sein. Spitzenkleider, die mit wahrer Rago begehrt werden, haben niemals eine Schleppe; trotzdem erfüllen sie die Ansprüche hoher Eleganz, und zulässig ist hierfür selbst die ebendam wenig beachtete Lama- und Mohairspitze, die als Volant von etwa 1 Meter Breite mit Gold durchwebt und mit seidenen Reliefsblumen bestickt, oft den ansehnlichen Preis von einigen hundert Mark repräsentiert. Überhaupt ist der Spitze für die Saison der passo-partout ausgestellt. Volants von breiter oder

schmäler schwarzer, weißer oder farbiger Blönde sind ganz übliche Rockgarnituren für Balltoiletten, die in höchst harmonischer Wirkung zu der übrigen absteigenden Draperie sowie zu der anmutig legeren Blumendekoration stehen. Es überrascht uns nicht, daß letztere täglich Novitäten darbietet, und die frühere Mitteilung (die freilich in Aussicht auf den steten und schnellen Wechsel der Mode etwas in Reserve gegeben wurde), daß auch in der Blumenfabrikation Gold vorherrschen würde, schränke ich nach neuester Diktion gern etwas ein.

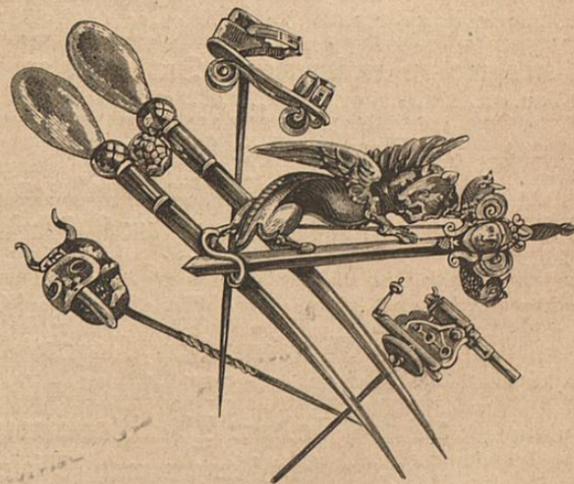
Reizende Arrangements aus Blumen, Band und Federnfächer werden das Entzücken unserer tanzenden Jugend bilden, da sie aus jenen drei Objekten das zierlichste Ensemble veranstaltet finden, zugleich Garnitur und Fächerhalter bildend. Ein Zweig Blumen links an der Hüfte befestigt, durch ein doppeltes Band mit größerem Blumenzweig für die rechte Rockgarnitur verbunden, an



letzterem eine mit zierlichen Schleifenbündeln endigende Bandschlinge, welche den Fächer trägt (siehe Fig. 1), ist die ebenso hübsche wie empfehlenswerte Neuheit, die viele Varianten durch Perlenbänder, Perlenquasten, Goldschmüre zc. gestattet. Ebenso beliebig und der Toilette angepaßt darf der Fächer sein, an dem die Mode in buntem Spiel die Fülle ihrer Launen erprobt hat. Vorwiegend hat sich die Phantasie dabei in Malerei ergangen. Seidengaze in schwarz, rotbraun, weiß und goldgelb dient als Folie für Souachmalerei; Seidenatlas, stumpfe Seide in gefächtigtem Ton sind geeigneter für Motive in Gold oder in negativer Wirkung, Federn endlich, Strauß-, Marabouts, Pfauenaugen stehen den kostbaren Gestellen aus dunkel- und hellglänzenden Perlmutter- oder den künstlerisch fein gearbeiteten Intarsien- und Mosaikgestellen passend zur Seite. Auch Füllgrangestelle, Metallstäbe in Renaissancestil fanden für (nicht zusammenlegbare) Plattenfächer ihre Verwendung (siehe Fig. 2).



Ein anderer Artikel, in dem die Mode neuerdings Enormes leistet, ist der Phantasieschmuck. Colliers, Brochen, Nadeln, Haarnadeln, Kravattennadeln für Herren, Spangen, Armbänder, Agraffen — alles ist einheitlich vertreten, bald in oxydierten Metallen, in Jet, in Jais, in geschlagenem Silber, in filigran und allerneuestens in Grenatine. Letzteres ist in Granat oder rubinroter Farbe getreu dem schwarzen französischen Jet nachgebildet und wirkt ähnlich wie große, facettiert geschliffene, folierte Granatsteine. Wie das französische Jet ist es den Metallplättchen aufgelötet, wie dieses daher auch leicht zu reparieren. Käämme, Nadeln, Brochen sind von ungemein kleinem Effekt, zu schwarzen wie zu granatroten Toiletten. Hierbei muß einer Art von Nadel gedacht werden, die es ermöglicht, die Broche auch als Haarschmuck zu verwerten; die Nadel der letzteren wird durch die Röhre der Haarnadel geschoben, geschlossen, vermittelst der Klammern der Haarnadel gefestigt und bildet so einen reizenden Haarschmuck.

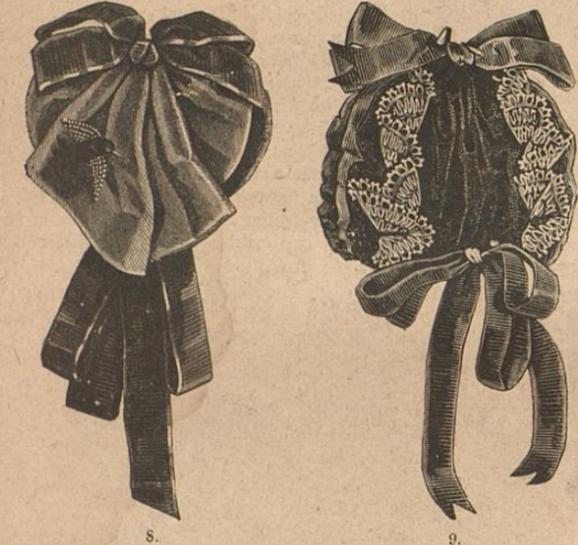


Die Abb. 3-7 stellen eine Serie der verschiedensten Kravattennadeln für Herren dar, die zum Teil Liebhabern des Sports gelten, sowie auch einzelne Gegenstände der oben erwähnten Schmuckarten. Auch hier sind es wiederum die Nadeln, die das größte Terrain für sich beanspruchen, indem sie den ausgedehntesten Zwecken dienen. Zum

Rebus.



Befestigen von Schleifen, Blumen, Federn erfüllen sie doppelten Zweck, denn sie machen sich zugleich als Garnitur dienlich. Und nicht nur für Kleider, Hüte oder das Haar wollen sie verwendet sein; Schleifen auf den zierlichen Ballschuhen, kleine zierliche Täschchen von Atlas und Blumen, ein allerliebstees Chiffon von Spitzen und Band für Ball- und Gesellschaftszwecke, der reizende, kleine Abend- oder Visitenmuff wird mit solchen Nadeln besetzt, die aus Emblemen, Kartenmarken, Interpunktionszeichen, phantastischen Gebilden u. zusammengekehrt sind. Den oben erwähnten Muffen wird in dieser Saison fast noch größeres Augenmerk gewidmet denn früher. Alle subtilen und zarten Stoffe, Spitzen und Perlen vereinigen sich an ihr zu einem exquisiten Toilettenstück, derbere und festere Stoffe, wie der momentan so vielseitig verwertete Filz geben solidere Gebilde, kurz, je nach dem Charakter der Toilette liebt die Modedame den kleinen eleganten Muff passend hergestellt zu wissen. Ebenso praktisch wie einfach im Arrangement sind Müffchen aus einem ovalen Stück Filz, welches der Quere nach in seiner Mitte durch eine Bandschleife zusammengefaßt wird. Dadurch entstehen zwei muschelförmige, faltige Stoffteile, welche eine Wattierung zu verdecken bestimmt und auf der Außenseite mit Schleifen von Atlasband und kleinem Vögeln mittelst Hammernadeln verziert sind (s. d. Abb. 8). Der Muff Abb. 9 ist Lamaspise, schwarzen velours-épinglé-Schleifen und Grenatnadeln.



8. Dournüren: Mode-Bazar Gerson u. Comp., Berlin; für Ballfächer und Phantasiemuffs: Altkirch-Cecardt, Frankfurt a.M., Teil 69; für Ballfächer und Schmuckgegenstände: C. Sauerwald, Berlin, Leipzigerstr. 20.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Maskenbildes vom 1. Januar.

Fig. 1. Marktenderin der Versaglieri. Der kurze Rock aus grauer voile ist mit rotem und grünem je 10 Cent. breitem Atlasband garniert und am oberen Rande in dichte Falten geordnet. Einen Blumenteil aus Batist läßt die vorn offene Jacke aus schwarzem Atlas sehen; letztere ist in der Weise der Abbildung mit Band, Schmur und Quasten garniert. Hut aus Filz mit Federbusch und Kotarde ausgestattet, Tönnchen aus Pappe.

Fig. 2. Diana. Der Rock dieses Anzugs ist aus blauem Atlas hergestellt und mit einem mit Goldfäden garnierten zweiten kürzeren Rock aus Tarlatan überdeckt. In gleicher Weise ist das aus Tarlatan gefertigte und an den Ripeln mit goldenen Gürteln verfehene Peplon verziert; dasselbe verbüllt teilweise eine Blumentaille von Atlas und ist auf den Achseln mit Metallagraffen zusammengefaßt, sowie mit einem Gürtel von Goldborde geschlossen. An goldenem Bändel ein goldener Köcher mit Pfeilen, goldener Bogen, sowie Spangen und ein

Halbmond von Gold im Haar vervollständigen den Anzug. Sandalen mit Spangen und Agraffen von Gold. Fig. 3. Mujit (das hohe C). Der Rock aus rosa satin ist am unteren Rande mit einer 10 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisur von gleichfarbigem Atlas begrenzt und oberhalb derselben mit einem zweiten Rockteil von Atlas überdeckt; letzterer ist mit Revers von rotem Sammet ausgestattet und wird durch eine Luneta von gemusterter Seidengaze vervollständigt. Schmalen in der Weise der Abbildung aufgenähtes schwarzes Atlasband imitiert die Notentlinien; aus mit schwarzem Atlas überdecktem Karton ist das hohe C hergestellt, das man für den Kopfschmuck außerdem mit Draht gestieft hat. Die Taille aus rotem Sammet ist mit einem Laç und kurzen Ärmeln von Atlas verbunden; letztere sind mit Gaze überdeckt und mit Spitze und Schleifen von Atlasband ausgestattet. Atlasband in gleicher Farbe ist zur Vervollständigung des Rockes, sowie für den Haarschmuck verwendet. Außerdem garnieren den Anzug Lorbeerzweige.

Schach.

A chess problem section. It includes 'Aufscheidung der Schach-Aufgabe Nr. 143 Seite 387.' with solutions for White and Black. 'Aufgabe Nr. 144. Von L. Banning. Schwarz.' includes a chessboard diagram with pieces on a8, b8, c8, d8, e8, f8, g8, h8, a7, b7, c7, d7, e7, f7, g7, h7, a6, b6, c6, d6, e6, f6, g6, h6, a5, b5, c5, d5, e5, f5, g5, h5, a4, b4, c4, d4, e4, f4, g4, h4, a3, b3, c3, d3, e3, f3, g3, h3, a2, b2, c2, d2, e2, f2, g2, h2, a1, b1, c1, d1, e1, f1, g1, h1. Below the board, it says 'Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.' and provides a detailed explanation of the solution.

Nr. 137 und 138), J. Paulsen, Fr. Noemi Falkensammer und Jeanette Singer (Nr. 138); H. Stoeffler, Ferdinand v. Foltshazy (Nr. 139), Fr. Antonie Stechnießer (Nr. 137-139). — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rätsel und Rebus erhalten von Fr. Antonie Lindemer, Noemi Falkensammer, Emilie Heusinger, Marie Knauer, Feresé Brins, Emilie Bauer, Antonie Stechnießer, Marie G. in Schmiedeburg, Herr C. W. L. in Apolda, Fris Belt, Joseph Stallechner, Gebrüder Altwater, Bernhard Gruffus, J. Matezki, Johannes Grond, M. N. in Warantín, Clemens Dahmer und Langeheer familiärlisch in Grumbach. — Herr Alfred Baed und C. Weiskopf. Die eingesandten Aufgaben und Rätsellösungen werden geprüft werden.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 39.

Auf vier Feldern einer fünffeldrigen Reihe stehen zwei weiße und zwei schwarze Steine durch ein leeres Feld von einander getrennt in folgender Ordnung: Man soll es nun unter gewissen Bedingungen dahin bringen, daß die weißen Steine auf die Felder 4 und 5 gelangen, auf denen jetzt die schwarzen stehen, und umgekehrt. Die Schlußstellung wird dann folgende sein:

Es sind jedoch bei dem Verfahren nachstehende Bedingungen einzuhalten: Die weißen Steine werden von links nach rechts bewegt. Von dem Felde aus, auf dem er steht, geht der weiße Stein auf das nächst anstehende rechts, jedoch nur wenn es leer ist. Befindet sich auf diesem Nachbarfelde ein schwarzer Stein, hinter dem nicht anstehend ein leeres Feld liegt, so ist der weiße Stein berechtigt, über den schwarzen hinweg auf jenes leere Feld zu springen. Der übersprungene schwarze Stein wird nicht entfernt, sondern bleibt stehen. Im Gegensatz zu den Weissen gehen und springen die Schwarzen von rechts nach links. Man braucht jedoch nicht mit der Bewegung der Weissen und Schwarzen abzuwechseln. Wie führt man unter diesen Umständen den Austausch der Stellungen herbei?

Correspondenz.

Verschiedenes. Frau v. A., Friedland. Wir können nur bestätigen, daß die japanische Seiden-Watte als ganz vorzüglichster Futterstoff allgemeine Aufnahme gefunden hat, vermöge ihrer Elastizität und außerordentlichen Leichtigkeit. Die Doppeltafel von 1 1/2 Meter Länge und 1 1/2 Meter Breite wiegt nur 103 Gramm (Preis 6 Mark). Bezugsquelle: Kex u. Comp., Berlin, Jägerstr. 49. — Elbrose. Die angeregte Vervollständigung läßt sich erst im kommenden Jahre ausführen. — Glise. Eine Preisliste von Kunstmaterialien können Sie von Kely und Weinert in Berlin, Leipzigerstr. 10, unentgeltlich und portofrei beziehen; sie giebt eine übersichtliche Liste aller zur Öl-, Aquarell-, Porzellan- und Majolika-Malerei nötigen Materialien. — D. D., Husland. In England „Times“, in New York „Sun“ und „Herald“. — Ein Adressenbuch aller Fabrikanten ist uns nicht bekannt. — Vincina minor. Prinz Schönau-Garolath, dessen bleibender Wohnsitz uns unbekannt, veröffentlichte „Lieder an eine Verlorene“, „Dichtungen“, „Taufwasser“ (Novellen) und „Geistlichen aus Moll“ (Erzählungen). Sein Verleger, G. J. Götsche in Stuttgart, dürfte weitere Mitteilungen zu machen im Stande sein. Von einer „Dichterin“ L. K. wissen wir nichts. — F. C. S., Dresden. Wir bedauern für die Dichtungen keinen Raum zu haben.

Für die Fastnachtszeit. Masken-Kostüme.

Ein Masken-Album mit ca. 80 Kostüm-Entwürfen, 18 Blatt Folio-Format, teils ff. koloriert, teils in Schwarzdruck. 2. vermehrte Auflage. Mit Textbeilage. In eleganter farbiger Mappe. Preis 4 M. — 2 fl. 40 kr. G. W. Diese Sammlung der dem „Bazar“ 1871-1884 beigegebenen Maskenbilder ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, welche auf den „Bazar“ Abonnements annimmt oder — wo eine solche Buchhandlung fehlt — von der Unterzeichneten direkt per Post, gegen Einendung von M. 4.50 = 2 fl. 65 fr. D. W. Bazar-Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Wilhelmstr. 46/47.

Der „Bazar“ beginnt mit dieser Nummer seinen 31^{ten} Jahrgang in der wohlbegründeten Erwartung, auch im neuen Jahre die ihm seit seinem Bestehen zugewandte Gunst der Damenwelt unvermindert sich erhalten zu sehen, denn die Redaktion wird auch fernerhin darauf bedacht sein, auf den Gebieten der Mode und der Handarbeit den Bedürfnissen der Frauenwelt in jeder Lebensstellung, in jeder Altersstufe zu entsprechen. Den erhöhten Anforderungen der Gegenwart zu genügen, hat sie neue vorzügliche Kräfte für die künstlerische Darstellung von Neuheiten der Toilette herangezogen und so Veranstaltung getroffen, den eminent praktischen Wert des „Bazar“ in seiner Eigenart zu sichern und zu steigern.

Der „Bazar“ wird im Besonderen es sich angelegen sein lassen, den wohl erworbenen Ruf eines echten Familienblattes zu bewahren. Seine Unterhaltungsnummern, durch Illustrationen berühmter Künstler geschmückt, werden deshalb auch fernerhin gemütbildenden, geist-anregenden Lesestoff für häusliche Kreise darbieten, ingleichen der Hausfrau durch eine Fülle nützlicher, erprobter Anweisungen zur Hand gehen sowie auf alle an die Redaktion gerichtete Fragen umfassende Auskunft geben.

Für das Bestreben, den „Bazar“ der Gunst der Damenwelt immer würdiger zu gestalten, möge auch die Anerkennung sprechen, daß mit Beginn des Jahres 1885 eine Erweiterung des Inhalts insofern eintritt, als auch jeder Modenummer fortan ein Unterhaltungs-Beiblatt zugefügt werden wird, bestimmt, außer kleineren Erzählungen und Skizzen allgemein interessanten Inhalts, auch die Fortsetzung größerer in der Unterhaltungsnummer begonnener Romane, Novellen u. zu bringen.

So wird die Redaktion das Ziel ihres Strebens darin finden, einerseits den „Bazar“ mehr und mehr zu einem nützlichen, verlässlichen und interessanten Führer auf allen Gebieten der Handarbeit und Mode zu gestalten, andererseits ihn für die geistigen Bedürfnisse des Hauses mit den besten Erzeugnissen der zeitgenössischen Litteratur auszustatten und so dem Nützlichen das Schöne und Geistesfreundliche zuzugesellen.

Die Verlagshandlung des „Bazar“.